

# Der verschollene Sohn

Roman von  
M. Bethold

(2. Fortsetzung.)

„Unter uns gesagt, Deine Beobachtungen haben Dich nicht getäuscht“, nickte die alte Dame, „Eugenie betrachtete sich als seine Braut, sie thut's wohl noch heute, die Eltern ahnen es und schweigen darüber. Aber seitdem das Unglück geschehen ist, machte die Generalin sich bittere Vorwürfe, trotzdem sie dazu keine Ursache hat, und Esfriede theilt den Kummer der geliebten Mutter, glaubt doch auch sie, wenn auch nur indirekt, dazu beigetragen zu haben, daß das väterliche Haus dem Stiefbruder seine Heimath bot. Aber ich glaube, da kommt sie selbst“, sagt die Majorin lebhaft, „war's mir doch, als ob ich ihre Stimme gehört hätte.“

Sie hatte sich rasch erhoben, auch Kurt stand von seinem Sitz auf, in demselben Augenblicke wurde die Portiere zurückgeschoben und Esfriede v. Steinthal stand vor dem jungen Manne.

Eine klassische Schönheit konnte man Esfriede nicht nennen, trotz der schlanken, unadelhaften Gestalt, die eine elegante, aber einfache und mit Bescheidenheit gewählte Toilette zu voller Geltung brachte; sie war eine hübsche, anmutige Erscheinung, der die dunklen, feurigen Augen einen wunderbar feinsinnigen Zauber verliehen.

Bei dem offenbar unerwarteten Anblick Kurts war sie überrascht stehen geblieben, dunkle Gluth überzog ihr Antlitz und verirrte sachte sie unwillkürlich die Wimpern. Aber diese Verwirrung dauerte nur einen kurzen Moment, in der nächsten Sekunde hielt Kurt die kleine schmale Hand in der feingliedrigen, und aus ihren schönen Augen traf ihn ein Blick, der sein ganzes Inneres in ungeahnter Seligkeit erbeben ließ.

„Seien Sie uns von ganzem Herzen willkommen in der Heimath!“ sagte sie mit leiser bebender Stimme. „Dieser Gruß gilt in erster Reihe dem theuren Freunde, dann aber auch dem beerbelegten Sieger, dessen Brust das höchste Ehrenzeichen des Vaterlandes schmückt.“

„Am Bande für Nichtkombattanten“, erwiderte Kurt lächelnd, der dem Gespräch sofort eine heitere Wendung geben wollte. „Daraus erkennen Sie, daß ich nicht zu denen zähle, die den Lorbeer zu tragen berechtigt sind.“

„Haben Sie nicht, wie jeder Soldat Ihr Leben gewagt, für die heilige Sache des Vaterlandes?“

Er bot ihr den Arm und führte sie zum Divan.

„Neben diese Frage können wir ja später einmal disputiren“, sagte er scherzend, während er ihr das weiße Spitzentuch abnahm, mit dem sie ihr Haupt verhüllt hatte, „in dieser Stunde wünsche ich weiter nichts, als Ihnen in die Augen schauen und dem Klang Ihrer Stimme lauschen zu dürfen.“

„Schmeichler!“ erwiderte sie erlähmend. „Haben Sie diese Galanterien als eine besondere Ergrünung aus Frankreich mitgebracht?“

„Wohin? Wann hätte ich dort Gelegenheiten gefunden, diese Ergrünung mit anzunehmen? Aber aufrichtig gesagt, ich freue mich herzlich, Sie so wohl, so blühend wieder zu sehen.“

Esfriede schüttelte den Kopf und schlug vor seinem fragenden Blick die Augen nieder.

„Und doch drückt eine schwere Last meine Seele“, sagte sie. „Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, wenn mein später Besuch hier eine Störung verursacht hat“, fuhr sie, zur Majorin gewandt, fort, „ich hatte keine Ahnung von der Heimkehr des Herrn Doktors, Frau Brigitte sagte mir auch nichts davon.“

„Wie können Sie nur denken, Esfriede, daß Ihr Besuch uns nicht annehmlich sei!“ unterbrach die alte Dame sie mit leisem Vorwurf. „Sie mußten doch wissen, daß Sie immer hier willkommen sind, zumal ich Ihnen so manche trostreiche Stunde verdanke.“

„Nein, nein, die Schuld des Dankes ist ganz allein auf meiner Seite, ich komme auch heute wieder, um Ihre Freundschaft in Anspruch zu nehmen“, erwiderte Esfriede erregt. „Vielleicht auch kann der Herr Doktor mir in dieser Angelegenheit guten Rath geben.“

Wapa ist augenblicklich zu aufgeregt, mit ihm läßt sich nicht darüber reden. Die heutige Abendpost hat uns wieder einen Brief aus Bremen gebracht. Der Aheer schreibt uns, ein Matrose von der verunglückten „Mermannia“ sei nach langen Verweilen in Bremen angekommen, und wenn man den Aussagen dieses Mannes Glauben schenken dürfte, so habe mein Bruder damals mit zwei oder drei anderen Schiffsladungsgefahrten ebenfalls das Leben gerettet.“

„Das ist Alles, was dieser Brief enthält“, fragte Kurt, als das Mädchen schwieg.

Esfriede griff in die Tasche und holte den Brief heraus.

„Der Aheer beschränkt sich auf diese einfache Mittheilung“, fuhr sie fort, „er fügt nur noch hinzu, daß der Matrose demnach sich wieder einschiffen wolle, er habe aus diesem Grunde ab-

gelehnt, selbst hierher zu kommen, um uns die Nachricht zu überbringen.“

Kurt hatte den Brief gelesen, er schüttelte mit zweifelnder Miene das Haupt.

„Sehr glaubwürdig ist diese Aussage nicht“, sagte er. „Hätte Eduard bei jener Katastrophe wirklich das Leben gerettet, so würde er doch wohl eine Gelegenheit gesucht und auch gefunden haben, seinen Angehörigen dies mitzutheilen.“

„Vielleicht dieselbe Behauptung nicht ebenfalls auf den Matrosen anwenden, der doch auch erst jetzt in die Heimath zurückgekehrt ist?“ erwiderte Esfriede, ihn mit einem ernsten Blick ansehend. „Ich habe stets an der Hoffnung festgehalten, daß Eduard heimkehrte, werde, ich thue es auch heute noch, und die Erfüllung dieser Hoffnung würde mich unsaßbar glücklich machen. Papa wollte nun selbst nach Bremen reisen, um mit dem Matrosen persönlich zu reden, aber in den letzten Tagen haben die rheumatischen Schmerzen sich wieder eingestellt, und da lassen wir ihn nicht gerne gehen, abgesehen davon, daß ihm selbst die Reise sehr beschwerlich fallen würde. Ueberdies würde sie ihn in hohem Grade aufregen, und solche Aufregungen sind für den alten Herrn mit Gefahr verbunden. Da meine ich denn, es wäre rathlicher, wenn ich selbst morgen mit dem ersten Zuge die Reise antrete.“

„Sie?“ rief Kurt überrascht. „Und weshalb nicht? Geht nicht die Reise nicht und in Bremen wird ja der Aheer sich meiner wohl annehmen.“

„Ich kann Ihnen dazu doch nicht rathen“, sagte die Majorin gedankenvoll. „Abgesehen von den Unannehmlichkeiten der Reise selbst, die einer jungen, einzelnen Dame selten erpart bleiben, fürchte ich auch, daß Sie nicht das Zeug dazu haben, den Matrosen in's Geheiß zu nehmen. Mit diesen toden Leuten muß man energisch reden.“

„Nun, was dies betrifft, so bin ich ja ein rheinisches Mädchen“, unterbrach Esfriede sie mit gezwungener Heiterkeit, „stroh und derber wie unser Fräulein Schorn wird der Matrose wohl auch nicht sein.“

„Meine Mama hat Recht“, nahm Kurt das Wort, „Sie dürfen diese Reise nicht unternehmen, ich will Ihnen einen anderen, besseren Vorschlag machen. Mich bindet augenblicklich nichts und Mama wird sich gerne in die kurze Trennung fügen, so überlassen Sie es mir, nach Bremen zu reisen, ich werde bald Gemüthlichkeit darüber haben, wie weit den Aussagen des Matrosen Glauben zu schenken ist.“

Ein leuchtender Blick traf ihn aus den schönen Augen Esfriedens, aber sie sah auch den Schatten, der flüchtig über die Stirne der Majorin glitt.

„Das wäre ein so großes Opfer“, sagte sie, „ich darf es nicht annehmen.“

„Und wäre es wirklich ein Opfer, Esfriede, ich würde es gerne bringen, könnte ich dadurch Ihre Seele von der drückenden Last befreien“, antwortete er, die kleine Hand, die auf dem Tisch lag, erfassend. „Aber ich möchte nicht einmal, inwiefern es ein Opfer genannt werden könnte, die Reise ist ja in einigen Tagen abgemacht und, wie gesagt, meine gute Mama wird uns wegen dieser kurzen Trennung nicht zürnen.“

„Genieß nicht“, sagte die alte Dame in herzlichem Tone. „Hat mich auch im ersten Augenblicke der Gedanke an diese Trennung bestrahlt, so habe ich mich doch jetzt schon damit befreundet, ich sehe ja ein, daß dies der beste, ja der einzig richtige Weg ist und ich wünsche nur, daß ein guter Erfolg die Reise krönen möge.“

Esfriede schüttelte noch immer den Kopf, aber in ihrer Rathlosigkeit war sie nur zu sehr geneigt, den Vorschlag anzunehmen, der all' ihren Sorgen ein Ende machte.

„Papa würde Ihnen dafür gewiß sehr dankbar sein“, nahm sie nach einer Pause das Wort, „er war auch nicht ganz mit meinem Projekt einverstanden.“

„Also abgemacht!“ sagte Kurt entschlossen. „Morgen früh mit dem ersten Zuge dampfe ich ab, morgen Abend kann ich schon in Bremen sein, hier thut Eile Noth, damit der Matrose uns nicht entwischt.“

Esfriede hatte sich erhoben, sie reichte ihm beide Hände, Thränen glänzten in ihren Augen.

„Tausend Dank!“ sagte sie, und rasch sich abwendend, als ob sie fürchtete, daß die tiefinnere Erregung sie übermannen könne, umarmte sie die Majorin, an deren Brust sie erglühend das Köpfchen barg.

„Und nun will ich nicht länger stören“, nahm sie nach einer Pause wieder das Wort, „es ist ohnedies schon spät. Reisen Sie glücklich, Herr Doktor, und kehren Sie recht bald zurück.“

Kurt wollte sie begleiten, aber Esfriede lehnte das so entschieden ab, daß er sich ihrem Willen fügen mußte, zumal auch die Majorin es völlig genügt

gend erachtete, wenn Frau Brigitte der jungen Dame das Geleit gab.

Aber er ließ es sich nicht nehmen, sie hinaus zu führen, und drapfen auf dem Korridor blieben sie beide stehen.

„Ich danke Ihnen nochmals, Herr Doktor“, sagte sie mit zitternder Stimme. „Sie haben mich von einer schweren Sorge befreit.“

„Und zum Dank dafür vergessen Sie die schöne Jugendzeit, in der ich von Ihren Lippen noch das trauliche Wort hören durfte“, erwiderte er in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte, aber einen tiefen, wehmüthigen Ernst durchblenden ließ. „Wie kalt dieses Herr Doktor klingt, wenn Sie es aussprechen! Nennen Sie mich wieder Kurt, Esfriede, damit der schöne Jugendtraum mir nicht ganz verloren geht.“

Er hielt ihre Hand in der feingliedrigen, sie schlug die feurigen Augen zu ihm auf, und ehe er wußte, wie ihm geschah, brannte ein heißer Kuß auf seinen Lippen.

Hatte Kurt den Kuß gegeben oder empfangen, er wußte es nicht, er hörte nur wie im Traume Esfriedens Worte: „Leben Sie wohl Kurt!“ Und als er aus der süßen Betäubung erwachend endlich die Treppe erreichte, sah er die schöne schlanke Gestalt in Brigittens Begleitung an der Hausthüre — im nächsten Momente war sie seinem Blick entschwunden. — Er ahnte nicht, wie lange es wahren sollte, bis dieser Trennung das Wiedersehen folgte.

Die Majorin war in tiefes Nachdenken versunken, als Kurt in das Zimmer zurückkehrte.

„Gibst Du mir, liebe Mama?“ fragte er leise. „Ich konnte nicht anders, ich hielt es für meine Pflicht, Esfriede das Anerbieten zu machen.“

Wie aus einem Traum erwachend, blickte sie auf.

„Nein, ich zürne Dir nicht“, erwiderte sie, „Du hast Recht gethan und mich freit's, daß der ritterliche Sinn Deines Vaters auf Dich übergegangen ist. Selbst wenn Du ihr das Anerbieten gemacht hättest, nach Afrika reisen zu wollen, um dort die Spuren des Verschollenen zu suchen, würde ich Dir deshalb nicht zürnen können“, fuhr sie lächelnd fort. „Dein Vater wäre vor solchem Wagniß auch nicht zurückgeblieben, hätte er mich dadurch von schwerer Sorge befreien können. Du wirst ja übermorgen oder einen Tag später zurückkehren, und dann habe ich Dich wieder; ich fürchte nur, daß alle Mühe vergeblich ist, die Hoffnungen Esfriedens kann ich nicht theilen.“

„Es geschieht auch heute noch Wunder, Mama, und so sehr wunderbar wäre es am Ende nicht, wenn der Verschollene plötzlich heimkehrte.“

„Warten wir ab, was der Matrose Dir mittheilt“, sagte die alte Dame. „Und nun komm, im Speisezimmer wird die Tafel schon gedeckt sein, ich hoffe, Du hast Deinen gesunden Appetit im Feldzuge nicht verloren.“

Er bot ihr den Arm und führte sie hinaus, und aus jedem Zuge ihres feinen Gesichtes strahlte das Glück eines völlig zufriedenen Mutterherzens.

3.

„Doktor Bruno Winter“ hatte der Fremde mit dem Schleier in das Fremdenbuch des Hotels „Zur Sonne“ geschrieben, und dieser Herr sah jetzt auf der schattigen Veranda vor seinem Frühstück und blickte sinnend auf das buntemalige Leben zu seinen Füßen.

Das stark gebräunte Gesicht mit der scharf gebogenen Adlernase, den blühenden Augen und dem lang hinab wallenden, tiefschwarzen Vollbarte zog den Blick manches Vorübergehenden auf sich, aber der Fremde achtete nicht darauf. Er schlürfte den braunen Trank, den der Kellner ihm als echten Mokka anempfohlen hatte, und rauchte seine Cigarre, während er vor Zeit zu Zeit seinen goldenen Chronometer zu Rath zog.

Der Hotelbesitzer erschien jetzt auch auf der Veranda, die großen Augen des kleinen wohlbeleibten Herrn verriethen Reugier, aber er schien das Wagniß, eine Frage an den Gast zu richten, nicht unternehmen zu wollen; langsam schritt er an dem Tisch vorbei, an dem der Fremde saß.

„Sie haben hier wohl wenig Fremdenverkehr?“ nahm der Doktor das Wort, als der Wirth ihm gegenüber stand, „wie es scheint, bin ich der einzige Gast.“

Herr August Foller zuckte die Achseln, aber sein Schatten des Unwillens glitt dabei über sein rundes, glatt rasiertes Antlitz, aus dessen Zügen genugsame Zufriedenheit sprach.

„Bergnügungstreibende machen allerdings selten hier Raß“, sagte er, „das Städtchen bietet ihnen nichts Besonderes, aber ich kann trotzdem nicht klagen. Die Geschäftsreisenden und die Eltern der Pensionäre, wir haben hier mehrere große Pensionate, halten mich für den Ausfall schuldig, sie machen nicht so große Ansprüche und verzehren mehr, wie die Touristen, die heute kommen und morgen wieder gehen.“

„Da mögen Sie Recht haben“, nickte der Doktor.

„Und dann gibt's noch Eins, was mein Hotel vor vielen Anderen voraus hat, Herr Doktor, einen vorzüglichen Mittagstisch und reine Naturweine. Darin suche ich meine Stolz, und das Hotel zur Sonne ist dafür berühmt.“

„Aber was hilft Ihnen das, wenn Sie keine Gäste haben?“

„Keine Gäste?“ erwiderte der Wirth, das blonde Haupt mit selbstbewußtem Stolz zurückwerfend. „Sie waren freilich gestern Abend nicht im

Gastzimmer! Ich habe meine Stammgäste, und dafür, daß die mir nicht untreu werden können, ist in meinem Keller gefahrt. Versuchen Sie's einmal in allen Gäßchen und Wein-schenken den Rhein hinauf und hinunter, ob Sie irgendwo einen besseren Moselwein trinken, wie hier bei mir.“

„Dann freut's mich doppelt, daß ich es so gut getroffen habe.“

Herr August Foller rieb verlegen sein glattes Kinn.

„Werden Sie längere Zeit hier bleiben?“ fragte er.

„Vielleicht.“

„In diesem Falle stelle ich Ihnen sämtliche Zimmer zur Verfügung, Sie können dasjenige wählen, das Ihnen am besten gefällt.“

„Ich werde von diesem Anerbieten Gebrauch machen. Und die Preise?“

„Den Herrschaften, die längere Zeit bei mir wohnen, bewillige ich Pensionspreise.“

„Gut, wir reden später näher darüber, ich weiß augenblicklich selbst noch nicht, wie lange ich bleiben werde.“

„Wenn Sie Ausflüge in die Umgegend machen wollen, so finden Sie gerade hier gute und billige Gelegenheit dazu.“

„Mein erster Ausflug gilt der Villa Clemensruh“, sagte der Fremde lachend.

„Dem Herrn General v. Steinthal?“ fragte der Wirth überaus, „kennen Sie ihn persönlich?“

„Nein.“

„Ein liebenswürdiger Herr, mitunter etwas schroff, aber er meint es nicht so schlimm.“

„Er hat Familie, nicht wahr?“

„Eine Frau und eine Tochter, der Sohn ist verschollen oder verunglückt, man weiß das nicht so genau, aber es sieht wohl fei, daß er nicht mehr heimkehren wird.“

Doktor Winter nickte zustimmend und warf die erloschene Cigarre fort, dann holte er sein Etui aus der Tasche, um eine neue anzuzünden.

„Darüber kann ich wohl die beste Auskunft geben“, sagte er. „Hat der General nicht einen Schwiegersohn?“

Foller hatte die Brauen hoch hinaufgezogen, der Fremde interessirte ihn immer mehr.

„Einen Schwiegersohn?“ wiederholte er. „Daran ist noch gar nicht zu denken, das gnädige Fräulein müßte doch vorher verlobt sein. Aber haben Sie denn den jungen Herrn gekannt?“

Sie sagten dorthin.

„Ja, ich war mit ihm befreundet“, unterbrach der Doktor ihn, indem er sich erhob, „wie weit ist es bis zur Villa?“

„Raum fünf Minuten, der Weg ist leicht zu finden. Sie brauchen nur am Rhein hinunter zu gehen, dann werden Sie bald das Haus sehen.“

Der Fremde hatte den Hut mit dem Schleier aufgesetzt, er blickte noch einmal auf seine Uhr.

„Ich danke Ihnen“, sagte er, dann stieg er langsam von der Veranda herunter.

Kopfschüttelnd blickte der Wirth ihm nach, es ärgerte ihn, daß seine Reugier nicht befriedigt worden war.

Eine Hand legte sich leicht auf seine Schulter, erschreckt aus seinem Sinnen emporfahrend wandte Foller sich um, er blickte in das neugierige, pfiffig lächelnde Antlitz Görner's.

„Run?“ fragte der Rentner. „Haben Sie sondirt?“

„Das will ich Ihnen überlassen“, erwiderte der Wirth in ironischem Tone, „mich soll verlangen, ob Sie diese Aufgabe lösen werden, ich fürchte, die Ruß wird Ihnen zu hart sein. Seinen Namen haben Sie schon gestern Abend erfahren, ich kann Ihnen jetzt noch weiter sagen, daß er mit dem jungen Steinthal befreundet gewesen ist und über dessen Schicksal genaue Auskunft zu geben vermag.“

„Das kann er Ihnen vorgefunkelt haben!“

„Dann müßte ich so leichtgläubig sein wie Sie! Jetzt ist er nach Clemensruh zum General, dem er wahrscheinlich Nachrichten bringen wird.“

„Ah — ah, der Mann fängt an, interessant zu werden“, sagte der Rentner gedankenvoll. „Wenn man nur wüßte, woher er kommt! Vielleicht direkt aus Afrika, was meinen Sie?“

Foller zuckte die Achseln.

„Möglich?“ erwiderte er phlegmatisch. „Wir kann's gleichgültig sein, ich verlange von meinen Gästen nichts weiter, als daß sie flott verzehren und flott zahlen. Was trinken Sie?“

„Na, na, Sie votativus!“ spottete Görner. „Sie sind so neugierig wie jeder Andere. Wird der Herr heute Mittag hier speisen?“

„Wenn der General ihn nicht einludet, jedenfalls.“

„Dann sehen Sie ihn neben mich, verstanden! Ueber Tisch läßt sich eine Bekanntschaft leichter antknüpfen, ich werde in einer halben Stunde Alles wissen, was ich zu erfahren wünsche.“

„Doktor v. Bach ist ja heute Mittag in aller Frühe wieder abgereist!“

„So? Wohin?“

„Nach Köln.“

„Er wird seine Militärangelegenheiten dort ordnen müssen.“

„Bah, dann hätte es wohl nicht so große Eile gehabt“, erwiderte der Rentner, während er abentworfend in seine Dose griff, „die Reise muß einen anderen Zweck haben, ich werde das heute noch erfahren. So, jetzt lassen Sie mit einem Rum geben, mir scheint, es kommt nun wieder einmal Edele in's Städtchen. Die hiesigen Damen haben in ihren Kaffeetränken schon lange keinen interessanten Stoff mehr gehabt, ich werde dafür sorgen, daß diesem Mangel abgeholfen wird.“ —

Doktor Bruno Winter hatte inzwischen die Villa Clemensruh erreicht. Auf architektonische Schönheit durfte die Villa keinen Anspruch machen, sie war nicht weiter als ein schlichtes, einfaches Landhaus mit prächtigen, sorgsam gepflegten Park- und Gartenanlagen, einem kleinen Gewächshause und einer mit Lorbeer- und Orangebäumen besetzten Terrasse. — Eine Terrasse, wie man sie dudenweise an den Ufern des schönen Rheinstromes findet.

Dicht daneben lag eine ähnliche Terrasse, die Villa des Herrn Riedel, sie zeichnete sich von der des Generals nur dadurch aus, daß die Anlagen älter und schattiger waren.

Die Villa des Generals trug mit großen goldenen Lettern die Aufschrift „Clemensruh“ und an der Flaggenstange auf der Plattform des Hauses wehte die norddeutsche Tricolore. Der Fremde öffnete das eiserne Gitterthor und schritt durch die Anlagen auf das Haus zu, er hatte es noch nicht erreicht, als ein Diener in Livree ihm entgegenkam.

Der steife Gang und die edigen Bewegungen dieses Dieners nöthigten dem Doktor ein Lächeln ab, der kleine, breitschulterige Mann mit dem kurzgeschorenen flachblonden Haar, dem borstigen Schnurrbart und rothen Gesicht schien das nicht zu bemerken, er blieb in militärischer Haltung vor dem Fremden stehen und musterte ihn mit einem ziemlich mißtrauischen Blick.

„Der Herr General zu sprechen?“ fragte der Doktor kurz.

„Zu Befehl!“ lautete die ebenso kurze Antwort.

„Bitte, übergeben Sie ihm diese Karte.“

Der Diener ging in das Haus zurück, ohne sich weiter um den Fremden zu kümmern, der ihm langsam folgte.

Der General v. Steinthal saß im Gartensaal und las die Zeitungen, mit denen der kleine Tisch neben seinem Sessel völlig bedeckt war.

Trop, seiner ledigen Jahre war er noch immer ein stattlicher Mann, und die peinliche Sorgfalt, die in seinem Anzuge, seiner tadellofen Frisur und der Pflege des schneeweißen Knebelbarts sich betundete, bewies, daß er dies mußte und Werth auf seine äußere Erscheinung legte.

„Na, was gibt's wieder?“ fragte er aufblühend, als der Diener eintrat.

„Ein Brief oder eine Depesche aus Bremen?“

„Nur ein fremder Herr“, lautete die Antwort, „steht aus wie ein türkischer Sultan.“

„Dummkopf!“ lachte der General. „Hast Du schon einen türkischen Sultan gesehen, Peter?“

„Einen lebendigen noch nicht, Herr General, aber —“

„Doktor Bruno Winter, Privatgelehrter“, las der alte Herr, der inzwischen die Karte in Empfang genommen hatte, „apperment, was habe ich denn mit Gelehrten — na, er ist mir willkommen. Kehrt marsch!“

(Fortsetzung folgt.)

## Schmetterlinge.

Sehen wir einen Schmetterling, so denken wir kaum mehr an die schadenfrohste Raupe. Es ist auch fast kein größerer Gegenstand denkbar, als zwischen diesen beiden Gestalten eines und desselben Thieres. Flügel von ätherischer Schönheit verhüllen nunmehr den häßlichen Würmlein, ein himmlisches Gewand verklärt den irdischen Körper. Darum sehen schon die Alten im Schmetterling das Sinnbild der Unsterblichkeit, vergleichen ihn der Seele, die sich im Tode zur Vollkommenheit emporringt aus der unbestimmten, verschimmelten Gestalt der Puppe. Mit Schmetterlingsflügel trug auch der Gott des Schlafes am Haupte, wie er denn zeitweilig die Seele aus irdischen Banden zu erlösen vermag.

Ja, es ist etwas Wunderbares um die Wandlung der plumpen Raupe in das leichte Flügeltierchen, das in seiner geheimnißvollen Schönheit solche Vergleiche geradezu aufzuspinnen mußte, eines jener Wunder, das in der Welt nur die Mensch wie Thier im innersten Wesen verwandelnde Liebe zu bewirken vermag. Zuerst aus dem zierlichen Ei hervorgetrieben die gasartige Raupe, höckerig und haarig, ein unvollkommenes Geschöpf, einzig dazu bestimmt, mit gieriger Gefräßigkeit seinen Körper zu mästen, bis zu sich nach mehrfacher Häutung zur häßlichen Puppe einpinnnt. Und dann, wenn die Zeit gekommen ist, plötzlich ein Wesen, erhaben über alle Erbschwere. Wohl ist der gasartige Wurm in seinen Grundformen erhalten geblieben, aber wir sehen ihn nicht mehr vor dem im Verhältniß zum kleinen Leibe riesigen Flügeln. Sie werden sein Schutz und seine Rettung. Während die Raupe, zumal in ihrer hilflosen Puppenform, zahllose Verfolger hatte, während sie schutzlos allen Gefahren von Seiten der Thierwelt wie der Elemente ausgesetzt war, hat der entwickelte Schmetterling, den selbst die Vögel verschmähen, kaum einen Feind mehr. Sogar gegen die Kühle des Schattens, die seinen Flug lähmt, schirmt ihn wie ein Pelz der seine bunte Staub der Flügel.

Des Schmetterlings einziges Lebensziel ist die Hochzeit. Sobald die Eier abgelegt sind, folgt ihr gleich der Tod. Aber er beiligt sich nicht, es zu erreichen, er will erst das Leben genießen. Und dies ist ihm unendlich leicht gemacht, da er die Sorge um tägliche Brot kaum kennt. Dasselbe Insekt,

das als Raupe seiner Gefräßigkeit nicht genug thun konnte, bedarf jetzt fast keiner Nahrung mehr. Es nähert sich von Blumen, nein, es nährt sich daran, es frißt nicht, es trinkt nur — denn die geringste, mit dem Küssel aufgefogene Flüssigkeit genügt zu seiner Erhaltung. Ein verkörperter sorgloser Tagedieb, braucht sich der Schmetterling nicht einmal die Mühe des Nestbaues zu machen; nur noch bestimmt, sich des Lebens zu freuen, wird seine ganze Beschäftigung zum tändelnden Spiel, die Flügel zu üben, sie in Licht zu tauchen, sich behaglich zu sonnen. Denn die Sonne ist sein Element. Fehlt sie, so werden seine Schwingen, die immer trocken sein müssen, schwer und untauglich. Selbst der Schatten mit seiner Kühle vermag sie dem Tagedieb zu lähmen. Darum sind ihm Kälte, Nässe, Wind und Dunkelheit verhaßt, und erst wenn er sich niederhaltende Thau auf seinen Flügeln getrocknet ist, erhebt er sich aus dem Grafe. Ruhige, warm durchsonnte Luft ist ihm das Liebste, im Winde wird sein Flug heftig und unstill. Denn auch dieser ist nur ein spielendes Schweben, ohne Kraft und Schnelligkeit, worin ihn die beschleunigte Fliege übertrifft. Erst ruhend zeigt er den Menschen seine volle Schönheit, eine Schönheit, die als sein einziger Lebenszweck erscheint. Denn schön ist er in Farbe, Zeichnung und Bewegung, — eines der feinsten und anmutigsten Kunstwerke der Natur, auf das sie oft noch mehr liebevolle Kleinarbeit verwendet zu haben scheint als auf Blumen und Edelsteine. Ist doch gerade dieses kurzlebige Geschöpf mit einer Pracht und einem Glanz ausgestattet, als sollte es für die Ewigkeit geschaffen sein.

In beinahe 20,000 Arten über die ganze Erde, bis zu den Polarstrichen hinaus verbreitet, von der Naturwissenschaft in Tagfalter, Abend-, Nacht- und Kleinschmetterlinge getheilt, weiß das Thier eine Vielseitigkeit auf, wie kein anderes Geschöpf der Erde, und nur die zwei großen, factitiven Augen sind allen gemeinsam. Die größte Abwechslung in ihren Umrissen zeigen die Flügel, die, mit feinen, staubartigen, verschieden gefärbten Schuppen bedeckt, bald ausgeföhnt, bald geschwänzt, von der Größe weniger Linien bei den Motten bis zum Umfang eines Fußes bei einigen tropischen Arten variiren. Die unerschöpfliche Gattung stellen die farbenmatten Kleinschmetterlinge, Schaben und Weißlinge dar, doch finden sich gerade bei diesen die interessantesten Beispiele einer von der Natur verliehenen Schulfarbe. Manche sehen wie Baumrinde, andere edig und grau wie plumpe Holzstücke oder wie fallende Blätter aus. In ganzen Wölfen fläuben oft diese Weißlinge, Bräunlinge oder Bläulinge über sonnige Wiesen dahin, aber wenn wir sie näher betrachten, finden wir doch auch bei ihnen hundert verschiedene Arten, die sich alle nur oberflächlich gleichen.

So schädlich die Raupen, so wenig nützlich sind für den Menschen die Schmetterlinge. Mit den geringen Ausnahmen einiger Seide spinnenden Arten scheinen sie nur dazu da zu sein, um sein Auge zu erfreuen, seinen Sammeltrieb rege zu machen. Indessen könnte die Industrie diese absoluten Schönheitsgeschöpfe wohl mehr als es bisher gesehen ist, ihren Zwecken dienstbar machen. Man hat ja schon öfter Damenhüte mit den vorher präparirten Insekten garnirt, ein farbenfroher, leuchtender Schmuck, der sich jedenfalls mehr empfehlen dürfte, als der Aufwup mit Federn graufam gemordeter Vögel. Schöne Broschen lassen sich gleichfalls durch geeignete Behandlung aus Schmetterlingskörpern verfertigen und in Verbindung mit gepreßten Pflanzen können sie zur Herstellung farbig gemusterter Fensterscheiben dienen. England und Frankreich sind in dieser Beziehung voraus, und es ist bezeichnend dafür, daß in den genannten Ländern vor noch nicht langer Zeit auch die ersten Schmetterlings-Zuchtanstalten entstanden sind. Die Züchter — meistens Gelehrte von Beruf, die die Thiere in abgegrenzten, mit Blumen, Sträuchern und Bäumen bepflanzten Anlagen frei sich entwickeln lassen, — finden besonders bei Sammeln guten Absatz für ihre Produkte und sie würden ein bedeutungsvolles Kulturwerk vollbringen, wenn ihnen der schon mehrfach unternommene Versuch gelänge, auch gewisse exotische Seidenspinner mit ihrer nupbringenden Thätigkeit heimisch zu machen.

Ehe er seine Auserwählte heiratete, mußte ein Jüngling in New York sich verpflichten, seinen Wochenlohn dienstlich abzuliefern, jeden Abend zuhause zu bleiben und seinen Hund zu halten. Wenn er jetzt noch das Essen kocht und die Zimmer kehrt, dann ist eine ideale Ehe — für die Frau wenigstens — zur Tatsache geworden.

Mancher Mensch bewältigt spielend die schwerste Aufgabe, wenn man sie ihm zutraut.

Da das Glück blind ist, müssen wir offene Augen haben, um es zu sehen.

Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.